Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 220. Bromberg, den 28. Oktober 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(7. Fortsetzung.

Zehntes Kapitel.

Im Frühjahr, wenn alle anderen Tiere ihr Winterkleid ablegen, ist der Pelz des Bären am stärksten und schönsten. Während des langen Winterschlafes wird sein Haar dicht und seidig. Im Hochland oben verläßt der Bär seine Höhle manchmal erst gegen Anfang Mai, und auch um diese Zeit ist es den Menschen noch unmöglich, zu Pferd über die hochgelegenen Pässe in diese Gegend zu gelangen.

Dem Mädchen war es bekannt, daß diese Tatsache im engen Zusammenhang mit Vater Kinneys Plänen stand. Im vergangenen Herbste hatte er Lebensmittel in der Hütte zurückgelassen, um im Frühling zu Fuß herüberkommen zu können und eine tüchtige Menge dieser prächtigen Frühjahrspelze zu erbeuten, die er später, wenn die Pässe einmal schneefrei waren, fortschaffen wollte.

Die Tage verstrichen — Kinney kam noch immer nicht. Oft unterhielt sich das Mädchen hierüber mit Blitz. „Er sollte schon längst hier sein!“ Tag für Tag wiederholte sie diese Worte. „Auch wenn er seine Pläne geändert haben sollte, hätte er doch unverzüglich kommen müssen, sobald ihn mein Brief erreicht hat. Er hat sich etwas verspätet, anders ist's nicht zu erklären. Morgen ist er sicherlich hier!“

Und obwohl Nacht für Nacht verging, ohne daß sich die geringste Spur von Kinney zeigte, hatte sie doch den Mut, dem Hunde jedesmal zu versprechen, daß der nächste Tag den Erwarteten bringen würde.

Mancherlei Zweifel waren in ihr aufgetaucht. Möglicherweise hatte er ihren Brief nicht erhalten, oder war vielleicht dem alten Mann auf seinem langen Weg über die verräterischen Schneekämme des Gebirges etwas zugestoßen?

Immer wieder wurde sie von Schrecken gepackt, wenn nachts der wilde Schrei in der Schlucht erscholl. Tagsüber trieb ihre Ruhelosigkeit sie aus der Hütte; sie machte lange Streifzüge mit Blitz, erkletterte die beherrschenden Höhen, von wo aus sie die ganze Umgebung überblicken konnte. Anfangs kundschaftete sie die unmittelbare Nachbarschaft aus und erst eine Woche nach ihrer Ankunft in der Hütte wagte sie sich weiter auf neues Gebiet.

Eines Nachmittags wanderte sie flußabwärts. Die Schlucht erweiterte sich nach und nach, bis sie allmählich — ungefähr eine Meile unterhalb der Hütte — im rechten Winkel in eine andere überging. Hier vereinigte sich der Fluß mit einem anderen Wasserlauf. Das Mädchen erstieg eine Kuppe und gewann Ausblick in ein breites Tal.

Ein plötzlicher Sturmwind fegte über die Höhe, sie suchte Schutz unter einem überhängenden Felsen. Es begann in Strömen zu regnen, Blitz und Donner wüteten so schrecklich, daß sogar der Hund ängstlich wurde. Sein empfindliches Ohr schmerzte ihn bei dem unaufhörlichen Krachen und schutzsuchend barg er seinen Kopf im Schoß des Mädchens. Ihre eigene Angst wuchs bei diesem Benehmen des Hundes.

Das Gewitter an sich schreckte sie nicht so sehr, aber sie hatte die Herrschaft über ihre überreizten Nerven verloren. Sie vergrub ihr Gesicht in des Hundes Fell und begann heftig zu schluchzen.

Blitz wurde von ihrem Weinen sonderbar ergriffen. Seine empfängliche und bildsame Natur, die allen Eindrücken der Außenwelt unterworfen war, antwortete sofort auf ihre außerordentliche Gemütserregung und sein ganzes Wesen war von Schmerz aufgewühlt.

Eine Zeitlang wimmerte er voll Mitgefühl, doch diese Stimmung wurde bald von dem lebhaften Wunsche verdrängt, seine Herrin zu trösten. Er wich einen Schritt zurück, betrachtete sie angstvoll, dann hob er eine Pfote und berührte vorsichtig ihre Hände, die sie vors Gesicht geschlagen hatte. Zum erstenmal sah er ein Weib in Tränen, und wie die meisten Männer stand auch er dieser Situation völlig hilflos gegenüber.

Er hatte den Wunsch, ihr zu helfen — für sie zu kämpften. Doch diesem unsichtbaren Feind war mit allem Knurren und bösem Schnappen nicht beizukommen. Hätte das Mädchen sich nicht bald beruhigt, er wäre in das Unwetter hinausgestürzt, um in seiner tollen Wut das erstbeste Lebewesen zu töten, das ihm in den Weg trat.

Das Mädchen gewann die Beherrschung wieder und fühlte sich wohler; das Weinen hatte die nervöse Spannung der letzten Tage gelöst und Blitz' Stimmung änderte sich zugleich mit der ihrigen. Auch er war sogleich besser gelaunt.

Allmählich legte sich das Unwetter, aus dem Wolkenbruch wurde ein feiner Sprühregen, schwere graue Wolken zogen über den Himmel und umhüllten Berge und Täler. Rasch hatte sich ein dichter Nebel gebildet, einer jener milchweißen Gebirgsnebel, in den sich auch die wetterfesten Leute nicht hinauswagen, wenn sie ihres Weges nicht ganz sicher sind.

Als das Mädchen den Heimweg antrat, sah sie die Baumstämme schon auf wenige Fuß nur in verschwommenen Umrissen vor sich. Es hatte den Anschein, als sei man in einem Wald von Baumstümpfen, da die Stämme schon in einer Höhe von zwanzig Fuß unsichtbar wurden. Blitz lief als Führer voran, unbeirrbar der Hütte zustrebend, und das Mädchen folgte unbewußt seiner Führung, während sie selbst zu führen glaubte. Der Nebel verdichtete sich; sein Weiß ging in Purpur über. Mit Schrecken bemerkte sie, daß die Nacht schon hereinbrach. Ehe sie noch den Fuß des Steilhanges erreicht hatte, war der milchigweiße Nebel zu tiefem Schwarz geworden, das sie völlig umhüllte, so daß sie außerstande war, auch nur zwei Fuß weit zu sehen.

Mühsam tastete sie sich vorwärts; ihr graute bei dem Gedanken, daß sie noch eine gute Meile zu gehen hätte. Auf jedem Fußbreit des Weges schienen Gefahren zu lauern; nicht besser war ihr zumute als in jener Schreckensnacht, die sie allein hatte verbringen müssen, ehe Blitz wie ein Gottgesandter in der zweiten Nacht zu ihr gekommen war. Aber damals hatte sie doch wenigstens ein Feuer gehabt.

Sie hatte den Wind im Rücken und erst als sie in die Schlucht kamen, witterte Blitz plötzlich Gefahr. Sein Haar sträubte sich, er wollte nicht vorwärts. Doch das Mädchen war nun des Weges sicher und eilte weiter. Blitz lief vor ihren Füßen hin und her, stieß sie an und wollte sie von ihrer Richtung abdrängen. Erst als er knurrte, begriff sie, daß Gefahr drohte.

Er witterte den Geruch von Menschen. Auch Stimmen hörte er. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, Blitz habe die Nähe des Raubtieres gewittert, dessen Schrei sie in den letzten Nächten so oft gehört hatte. Trotzdem eilte sie weiter. Ihr einziges Streben war, um jeden Preis die schützende Hütte zu erreichen.

An Geruch und Stimme erkannte Blitz einige Männer, die sich am Two Ocean-Paß herumgetrieben hatten. Für ihn bedeutete ihre Nähe Gefahr, sogar Tod. Ob dem Mädchen Gefahr drohte, darüber war er sich nicht ganz klar. Er hatte nie recht klug werden können aus der Art, wie Menschen untereinander verkehrten. Solche, zu denen er Vertrauen empfand, sah er oft mit Menschen beisammen, die sich seinen Sinnen als höchst gefährlich verrieten. Über die Art, wie Männer mit Weibern verfuhren, wußte er überhaupt nichts. Es war möglich, daß diese Männer, die für ihn den Tod bedeuteten, seiner geliebten Herrin nichts antun würden.

Die Stimmen, die er so deutlich vernahm, hörte das Mädchen erst, als sie eine jähe Biegung der Schlucht passiert hatte. An ihr Ohr drang das Gelächter eines Mannes und im selben Augenblick sah sie ein flackerndes Feuer trüb durch den Nebel schimmern. Es schien weit entfernt, war aber in Wirklichkeit kaum fünfzig Fuß vor ihr. Es hatte nichts Furchterregendes für sie, es konnte ja nur eines bedeuten: Kinney war endlich gekommen und hatte Begleiter mitgebracht.

In dem befreienden Gefühl, endlich den Schrecknissen dieser Nacht entronnen zu sein, lief sie der wirklichen Gefahr, dort beim Feuer, entgegen. Die Stimmen übertönten das Geräusch ihrer Schritte, aber sie verstummten plötzlich, als das Mädchen wie ein Gespenst aus dem Dunkel der Nacht auftauchte. Ungläubig starrten sie die sechs Männer an, die rund um das Feuer saßen. Auch sie war durch die unerwartete Zahl außer Fassung gebracht, und besonders dadurch, daß sie kein bekanntes Gesicht unter ihnen entdeckte. Kinney war nicht unter ihnen!

Ich bin verloren, dachte sie in einem Gefühl lähmender Unsicherheit. Sie sah einen gierigen Glanz in den Augen der Männer aufblitzen, das Lagerfeuer beschien Gesichter, die hart und verwegen waren.

Diese Männer hatten lange den Umgang mit weiblichen Wesen entbehren müssen. Die Erscheinung des wunderschönen Mädchens mitten unter ihnen wirkte auf sie wie der Geruch von Fleisch auf ein Raubtier, das dem Verhungern nahe ist. Jeder einzelne von ihnen wäre ohne weiteres bereit gewesen, seinen besten Freund zu ermorden, um dieses Mädchen auch nur für eine Stunde zu besitzen.

Außerhalb des Feuerkreises überwachten zwei gelbe, funkelnde Augen die Szene. Blitz spürte die Gefahr, die seiner Göttin drohte, und in gewissem Sinne war er sogar befriedigt, daß sie hier so schlecht aufgehoben war.

Ein einziger unter den Männern hatte kühlen Kopf behalten.

„Wo lagern Ihre Freunde?" fragte er.

„Ich weiß nicht," antwortete sie. Eine innere Stimme riet ihr zu dieser Lüge. „Sie können aber nicht weit sein. Ich stand unter einem Felsen . . . Ich suchte Schutz . . . . Nicht weit vom Lager . ."

Ihre Stimme stockte, einer der Männer sprang auf.

„Ich will Sie führen," bot er sich an. „Kommen Sie nur mit mir!"

Ein zweiter sprang auf: „Ich will mir Bewegung machen, ich werde mit Ihnen gehen!"

Einer nach dem anderen war aufgesprungen und verschlang das Mädchen mit den Augen. Diese Männer hatten alle großen Respekt vor Harte, aber die Schönheit des Mädchens hatte sie derart erregt, daß sie alle Vorsicht vergaßen. Einer drängte sich näher an sie heran. Kaum hatte er diese Bewegung gemacht, als aus dem Nebel ein stummer Schatten vorschnellte, der sich eng an den Boden geschmiegt hielt.

Auch Hartes Blut wallte heiß auf bei der Nähe des Mädchens; aber er wußte, daß die zügellose Gier der anderen nicht zu bändigen sein würde, sobald auch sein Gehirn aufhörte, so kühl zu arbeiten wie sonst.

„Überlegt doch, was ihr tut!" mahnte er mit ruhiger Stimme. „Wißt ihr denn nicht, was das heißt, eine Gesellschaft von Jägern uns an den Hals zu hetzen? In einer Woche hätten wir eine ganze Polizeibande hinter uns her."

„Was liegt daran, die „Höhle" ist zwanzig Meilen von hier," sagte einer, dessen Augen gierig an dem Mädchen hingen. „Die muß mein sein, bevor sie geht!"

Er umschlang sie; aber kaum hatte er sie berührt, als eine teuflische Erscheinung mit blitzenden Augen und Zähnen den Nebelvorhang zerriß und stracks nach seiner Kehle sprang. Die Zähne schlugen tief in seine Schulter ein, die Wucht des Anpralles warf ihn zu Boden.

Der Nebel hatte Hund und Mädchen verschlungen, bevor noch einer der Männer begriff, was geschehen war. Doch sie war kaum zwanzig Schritte weit gelaufen, als die Bande schon hinter ihr herstürzte. Außerhalb des Bereiches des Lagerfeuers verloren sie sich sofort in dem samtenen Dunkel unter den Bäumen, ihre Augen fanden sich nicht gleich zurecht und blindlings stolperten sie vorwärts. Der vorderste streckte seine Hand aus, um das Mädchen zu ergreifen, da riß plötzlich etwas mit solcher Kraft an seinem ausgestreckten Arm, daß er strauchelte und hinfiel.

„Ein Hund!" schrie er gellend. „Sie hat einen Hund! Gebt acht!"

Der nächste stürzte über ihn; während er sich hastig aufraffte, spannte er seine Büchse. Er machte einen Satz vorwärts — da packte schon mit tödlichem Griff das Wolfsgebiß sein Bein. Mit einem Ruck war er rückwärts zu Boden geschleudert, quer über einen liegenden Baumstamm hin. Im Sturz entlud sich seine Waffe, einen Augenblick lang erhellte das rote Aufflammen die Nacht. Der Mann knapp hinter ihm fluchte mörderisch, der Schuß war knapp an seinem Gesichte vorbeigegangen.

Die Liebe war stärker als die Furcht und in seiner Wut über diese Männer, die dem Mädchen ein Leid antun wollten, überwand Blitz seine Scheu vor Feuerwaffen. Immer war es der vorderste, der seine Zähne zu spüren bekam. Menschlicher Mut versagte gegenüber diesem schweigenden, unsichtbaren Feind, der Wunden schlug und verschwand. Der Kühnste war noch keine siebzig Yard vom Feuer entfernt, als alle wie auf Verabredung kehrt machten.

Der Rückzug artete in Flucht aus, da Blitz die Verfolgung aufnahm. Nach jeder flinken Attacke sprang er zur Seite, um dem gefürchteten Schuß auszuweichen, der zu erwarten war. Sie schossen blindwütig ihre Büchsen ab und brachten sich selbst mehr in Gefahr als den Hund. Den letzten Mann biß er in die Ferse, als hätte er eine Kuh vor sich, und brachte ihn zu Fall.

Entsetzt flohen sie zum Lagerfeuer zurück. Dort saß Harte auf einem Felsblock und rauchte in aller Ruhe seine Zigarette. „Ihr seid ja prächtig zugerichtet!" sagte er gemütlich. „Das ist ein Hund, wie ich ihn gern haben möchte."

Einer streckte seine linke Hand aus, die eine böse Fleischwunde zwischen Daumen und Zeigefinger trug. „Einer von euch Kerlen hat mich angeschossen!" knurrte er. „Es war entweder Seely oder Cole." Beide verwahrten sich unter wüsten Schimpfworten gegen diese Anschuldigung. Harte lachte voll Verachtung, während er sie musterte.

„Bedauerlicher Irrtum!" höhnte er. „Clay Siggens, angeschossen von einem Kameraden, der ihn irrtümlich für einen Hund ansieht. Also geschehen in der Schlacht „Zur blinden Kuh"." Sie warfen wütende Blicke auf den Spötter.

„Wolltest ja selbst das Mädchen haben", sagte Cole. „Hätte dir auch nicht übel gepaßt, dich an einem stillen Plätzchen mit ihr allein zu vergnügen."

„Was sollen diese Dummheiten," sagte Harte achselzuckend. „Wenn's auch so wäre, von euch hätte ich mir nicht hineinpfuschen lassen! Flickt eure Haut und dann heißt es rasch verschwinden!"

„Verschwinden?" rief Cole. „Wohin verschwinden?"

„Ganz gleich wohin," sagte Harte. „Habt ihr armseligen, hirnlosen Affen vielleicht die Absicht, euch jetzt niederzulegen und zu schlafen? Des Mädchens Freunde — sicherlich eine Gesellschaft von Jägern — müssen in der Nähe lagern. Wenn die hören, was sich hier abgespielt hat, werden sie schleunigst unsere Bekanntschaft suchen. Wie Ratten werden sie uns zusammenfangen, wenn wir so dumm sind, die Nacht hier beim Feuer zu verschnarchen."

(Fortsetzung folgt.)

Der „Enkel" als Ehestifter.

Skizze von Heinz Lorenz.

Wenn Joachim nicht so schüchtern gewesen wäre, so hätte es dieser Weissagung, über die man ohnehin nur lachte, nicht bedurft, damit er endlich den zwanzig blonden Jahren Liselottes gegenüber auf den richtigen Weg gebracht wurde. — Als bei jenen „pommerschen Stippvisiten", bei denen unglaubliche Mengen von Kaffee und Kuchen, von Schnaps und Landschinken vertilgt werden, Liselottes Eltern an der Reihe waren, lagerten gerade vor dem Gutshaus Zigeuner. Die Jungen, des langen Geklöhnes der Alten müde, gingen also hinaus, um sich von einer alten braunen Hexe aus der Hand weissagen zu lassen.

Auch Joachim mußte dran. Seine Weissagung war seltsam genug. „Lieber schöner Herr", sagte die Alte, „Sie werden haben ein glückseliges und langes Leben. Sie werden auch haben ein gutes Weib . . ." (bei dieser verheißungsvollen Wendung schmiegte sich Lieselotte kichernd an eine Freundin, worauf Joachim errötete). Dann aber kicherte die Alte, als sie fortfuhr: „Und was seh' ich? Ihr eigener Enkel wird Ihnen anstecken den Ring, der Sie wird verbinden."

„Dummheiten!" sagte Joachim, zog die Hand zurück und wurde dunkelrot. — Die anderen lachten über den Stegreifwitz der Alten, und einer rief: „Sieh an! Der eigene Enkel wird die Trauung des Großvaters vollziehen!"

Nach acht Tagen war die törichte Weissagung vergessen. — Der Herbst kam. Die Felder wurden kahl, die Wälder prangten im bunten Sterbekleide. In den hohen Speisezimmern der Gutshäuser flackerte teilweise schon Feuer in den Kaminen. In die Mauer zwischen Joachim und Lieselotte war noch immer keine Bresche geschossen. — Eines Tages ritt Joachim nach dem Gut seines Onkels hinüber. Der Onkel war verheiratet und hatte ein Kind. Seine Frau war appetitlich, Ferdinand, das Kind, nicht. Weshalb er der Liebling aller und besonders seines Onkels „Joachim" war.

Als Joachim ankam, stürzte aus einem Haufen Gleichschmutziger unter furchtbarem Triumphgeheul Ferdi auf ihn zu, um sich an den Steigbügel zu klammern. „Hoh, Onkel Joachim, wir spielen Indianer. Du mußt mitspielen. Du bist dann das Bleichgesicht. Du wirst gemartert und gepikst und dann skalpiert. Aber wir tun ja bloß so . . ."

Joachim stieg ab und gab das Pferd einem Knecht. Er hob Ferdi auf und lachte: „Du siehst wahrhaftig aus wie ein kleiner Winnetou, mein Engel." Er küßte den Häuptling mitten auf die Rothaut seines Gesichtes.

„Gib acht, Onkel, mein Tä!" wehrte Ferdi ab.

„Was ist das: Tä?" fragte Joachim, indem er Ferdi niederstellte.

„Tä, Onkel, das ist . . . Tä, das ist, wo sich die Damen in der Stadt kaufen und sich mit anmalen. Mutti hat kein Tä. Tante Lieselotte auch nicht." Seine Gedanken bekamen eine bestimmte Richtung: „Tante Lilo ist drin. Vati ist auf Jagd, und Mutti macht einen Besuch. Lilo ist aber drin bei der Mamsell. Komm, wir holen sie. Sie ist dann dein Squaw, Bleichgesicht . . ."

Aber Joachim war plötzlich wie vor den Kopf geschlagen. „Aber mein Engel . . . mein Engel . . .!" sagte er nur, „das geht doch wohl nicht."

Ferdi war ungnädig: „Onkel Joachim, du mußt nicht immer ‚mein Engel' zu mir sagen, das paßt sich nicht für einen Indianerhäuptling." Er sprach das Engel wie Enkel aus.

Er zog ohne weiteres Joachim mit sich ins Haus. Als sie in das Zimmer der Hausfrau kamen, fanden sie zwar Lieselotte, aber keine Mamsell. Selten glaubte sich Joachim in einer unbehaglicheren Lage gefunden zu haben. Ferdi indes sprang auf den Besuch zu: „Tante Lilo — wir spielen Indianer!"

Joachim sagte, mitten im Zimmer stehen bleibend: „Ich hatte keine Ahnung, daß jemand hier ist . . . ."

Und Lieselotte, ebenfalls befangen, sagte: „Ich hatte keine Ahnung, daß niemand hier ist . . . ."

Ferdi schrie dazwischen: „Du wirst Onkels Weib, Tante Lilo!"

Hierauf Joachim und Lieselotte gleichzeitig: „Aber Ferdi!"

Ferdi blieb jedoch unbeirrt: „Jawohl, du wirst mit ihm geschlachtet, und dann werdet Ihr beide verspeist! Wumba — wumba — wumba — hallehah — wumba — wumba — wumba, hoch — willewatschhooohh . . .!" Er führte einen beinahe echten Indianertanz um die Beiden aus.

Endlich faßte sich Joachim ein Herz: „Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen?"

„Oh — bitte . . . .!"

„Wumba — wumba — wumba, hooh . . .!"

Sie saßen — in gehörigem Abstand, sehr sittsam und brav — und staunten über Ferdis Sprünge. Endlich sagte Lieselotte: „Sie haben einen braunen Fleck am Mund, Joachim."

„Ach — das ist vom Küssen!" Joachim holte sein Taschentuch heraus und rieb an seinem Mund herum. „Ich meine, ich habe Engel geküßt."

„Tante, du mußt deinen Schmuck hergeben, der kommt in die Kriegskasse der Sioux." Mit dieser neuen Wendung bemächtigte sich Ferdi der linken Hand Lieselottes und zog ihr einen Reif ab. Gedankenlos ließ sie es geschehen. — Joachim rieb an seinem Mund herum.

„Hoffentlich kommt Ihr Onkel bald zurück."

„Ich denke, meine Tante wird eher zurück sein . . ."

„Mutti und Vati kommen erst heut' Abend. So lange müßt Ihr beide hier bleiben."

„Ich wollte Ihre Tante nach einem Rezept fragen."

„Ja, es ist bald Weihnacht, da gibt's zu backen", meinte Joachim und rieb immer noch an seinem Mund herum.

„Weihnachten? Au fein, Onkel! Was wird mir denn dein Christkind bringen?" Ferdi war auf einmal gar kein Indianer mehr, er klemmte sich manierlich zwischen Joachims Knie und sah begehrlich zu ihm auf. „Gibt's eine Eisenbahn — eine mit Dampf und wo sechs Räder hat?"

„Ja, mein Engel, wenn du brav bist, sicherlich!"

„Ich werde sehr brav sein, und auch dein Engel will ich sein, Onkel." Ferdi fand unerhörte Schmeicheltöne. Ja, er kannte sogar die Kunst der Bestechung. Er nahm Joachims Hand und probierte Liselottes Ring daran. Als er am kleinen Finger paßte, sagte er gnädig: „Der Ring der weißen Frau paßt dir am kleinen Finger, Onkel. Behalt ihn!" Verlegen wollte Joachim den Ring abziehen. Plötzlich stockte er . . . „Ihr eigener Enkel wird Ihnen anstecken den Ring . . ." Da hatte er die lächerliche Weissagung wieder im Ohr. Er erschrak und sah nach Lieselotte. Unwillkürlich nickte sie ihm zu.

„Dachten Sie an die Zigeunerin, Lieselotte?"

Sie lächelte und nickte wieder.

„Das ist doch merkwürdig, finden Sie nicht?" sagte er und hob den Ring hoch.

„Sehr merkwürdig finde ich es."

„Ja, sehr merkwürdig", wiederholte Joachim und rieb wieder an seinem Mund herum.

„Der Fleck ist ja schon lange weg, Joachim", lachte Lieselotte.

„So? Also dann . . ."

„Küß doch Tante Lilo mal, die färbt nicht ab!"

„Hm . . . tjah . . . das wollte ich gerade tun . . ." Und Joachim erhob sich und ging auf Lieselotte zu, die ihm diesmal sogar auf halbem Wege entgegenkam.

Ein sonderbarer Stifter.

Von Karl Brennert.

Mehrere der bedeutendsten amerikanischen Forschungsinstitute verdanken ihre Entstehung hochherzigen privaten Stiftungen. So wurden beispielsweise die drei größten Observatorien der Vereinigten Staaten, Mount Wilson, eine Zweigniederlassung des Carnegie-Instituts, Williamsbay, eine Schenkung des schwerreichen Chicagoer Großschlachters C. T. Yerkes an seine Heimatstadt, und Mount Hamilton, im Jahre 1875 von James Lick gegründet und der Kalifornia-Universität in San Franzisko geschenkt, auf diese Weise ins Leben gerufen.

Der Stifter des Lick-Observatoriums war ein origineller Kauz und so mutet denn auch die Geschichte seiner Schenkung mehr als in einer Hinsicht recht wunderlich an. Sie beweist nämlich, wie ein Forschungsinstitut, das seit dem Tage seines Bestehens der Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet hat, seine Gründung lediglich einem merkwürdigen Zufall verdankt. Niemand weiß heute mehr, wie oder wann Mr. Lick erst auf den Gedanken verfiel, ein riesiges Teleskop, natürlich als Amerikaner "the biggest in the world", erbauen zu lassen. Er war ein wenig gebildeter Mensch, bezeigte keinerlei wissenschaftliche oder künstlerische Interessen, ja, besaß nicht einmal die elementarsten astronomischen Kenntnisse. Es wird erzählt, er sei sehr zornig geworden, als ihm ein Astronom den Mond durch ein kleines inzwischen fertiggestelltes Teleskop nicht zeigen konnte, da gerade Neumond herrschte, und wie ein eigensinniges Kind nahe daran gewesen, seine ganze Stiftung rückgängig zu machen.

James Lick war ursprünglich als einfacher Erdarbeiter in Pennsylvanien tätig gewesen. Nahrungssorgen trieben ihn von dort fort. Er fuhr unter großen Entbehrungen nach Südamerika, und hier war ihm bald das Glück hold. Nachdem er sich im Laufe der Zeit ein ansehnliches Vermögen erworben hatte — wie, weiß kein Mensch — setzte er sich später für dauernd in San José (Kalifornien) zur Ruhe und hinterließ nach seinem Tode im Jahre 1876 ein Guthaben von vielen Millionen Dollars. Der Gedanke, dereinst seine gesammelten Reichtümer nicht mit sich ins Grab nehmen zu können, beunruhigte diesen Sonderling nicht wenig. Mehrere Testamente verfaßte und vernichtete er im Verlauf seiner letzten Lebensjahre. Um unsterblich zu werden, bestimmte er testamentarisch, er und seine Eltern sollten in Stein ausgehauen verewigt werden. Drei Kolossalstatuen, deren Kostenanschlag sich allein auf eine Million Dollar bezifferte, sollten weithin sichtbar auf vorspringenden Felsengruppen am Gestade des Stillen Ozeans errichtet werden. Lange Zeit bemühte man sich vergeblich, Mr. Lick von der Nutzlosigkeit dieser verschwenderischen Laune zu überzeugen. Er fügte sich erst, als ihm ein paar Leute erklärten, an so wenig geschützter Stelle könnten die Statuen im Kriegsfalle leicht von feindlichen Kriegsschiffen bombardiert werden.

Daraufhin änderte der Sonderling seinen Entschluß und erklärte sich bereit, auf seine Kosten ein Riesen-Teleskop in einem Hause der Fourth Avenue von San Franzisko aufführen zu lassen. Ausgerechnet am ungünstigsten Platze der ganzen Stadt! Vergeblich suchten ihn etliche Astronomen von diesem unsinnigen Vorhaben abzubringen. Er wollte das Observatorium in zentraler Lage der Stadt errichtet wissen, da ihm seine Eitelkeit sagte, sein Name würde hier die meiste Beachtung der Nachwelt finden. Nach langwierigen Verhandlungen kam endlich ein Vergleich zwischen ihm und einigen am Werk interessierten Forschern zustande.

Das Observatorium wurde auf dem Mount Hamilton 42 Kilometer östlich von San José gebaut, dessen Bewohner sich sogar bereitwillig dazu verstanden, einen bequemen

Pfad zum Gipfel des Berges anzulegen. Die astronomischen Sehenswürdigkeiten konnten somit mühelos einem größeren Publikum vermittelt werden, dem ein Abend in der Woche zu kostenloser Besichtigung des Observatoriums freigegeben wurde. Seitdem erfreut sich der Mount Hamilton eines regen Fremdenverkehrs. Der Refraktor des Lick-Observatoriums war eine Zeit lang mit seiner 90 Zentimeter Weite der größte in der Welt und wurde erst später von dem des Yerkes-Observatoriums darin übertroffen. Er liegt nahezu 1300 Meter über dem Meeresspiegel. Das Klima der dortigen Gegend ist, wie man inzwischen festgestellt hat, für nächtliche Himmelsbeobachtungen besonders gut geeignet. Begonnen wurde mit dem Bau bereits zu Lebzeiten des Stifters, vollendet wurde er jedoch erst zwölf Jahre nach dessen Tode (1876). Lick starb im Alter von 80 Jahren und wurde — auch diese Anordnung wird ihm zugeschrieben — unter einem der riesigen Pfeiler seines Observatoriums beigesetzt.

Nur die Ruhe kann uns retten . . .

Tristan Bernard will der Augen- und Ohrenzeuge dieser köstlichen Szene gewesen sein, die er jetzt in einer Pariser Zeitung erzählt.

Eine alte Frau aus dem sogenannten „Volke" erschien vor der hohen Obrigkeit. Zwischen dem „Kunden" (siehe Höflichkeitserlaß!) und dem Beamten entspann sich folgende Unterhaltung:

„Unterschreiben Sie Ihren Namen."

„Den ganzen?"

„Ja. Familien- und Vornamen bitte."

„Meinen Sie den Mädchennamen?"

„Nein, den Ihres Mannes. Sind Sie verheiratet?"

„Nein . . ."

„Dann natürlich den Mädchennamen."

„Ich bin nämlich Witwe."

„Dann den Namen Ihres verschiedenen Gatten."

„Der verschied nicht, der ist gestorben."

„Das ist dasselbe. Schreiben Sie den Familiennamen des Verstorbenen."

„Den Vornamen nicht?"

„Doch. Ihren Vornamen auch mit."

„Ja, wie soll ich das bloß schreiben?"

„Ganz so, wie es auf Ihrem Trauschein stand."

„Wir hatten keinen Trauschein."

„Wieso nicht?"

„Wir wurden gar nicht getraut. Paul wollte nicht..."

„Warum haben Sie das nicht schon eher gesagt! Dann müssen Sie natürlich doch den Mädchennamen schreiben."

„Den Rufnamen aber mit?"

„Ja doch. Können Sie mich denn immer noch nicht verstehen?"

„Verstehen kann ich Sie schon, aber schreiben kann ich nicht! . . ."

Durch Zufall entstandene Moden.

Von A. Strukat.

Wenn ein Bekleidungskünstler in anstrengender Arbeit eine neue Mode schafft, denkt er selten daran, daß oft der Zufall im Augenblick weit interessantere erzeugt. Von solchen soll hier berichtet werden.

Vor etwa 140 Jahren nahm die französische Prinzessin Lamballa an einer Hofjagd teil. Der Wind entführte ihren Hut, und um ein Auseinanderfallen der Frisur zu verhindern, löste sie rasch entschlossen ihr blauseidenes Strumpfband, schlang es um das Haar und schuf so die kleidsame Mode des Haarbandes.

Die Königin-Witwe Alexandra von England hat sogar mehrmals durch Zufall neue Moden geschaffen. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als das Frisieren ohne Kräuselzange beinahe undenkbar war, hatte eines ihrer Kammermädchen das Unglück, ihr das Stirnhaar mit einer heißen Brennschere abzusengen. Die Prinzessin sah keinen anderen Ausweg, als sich das Haar ziemlich kurz abzuschneiden, und so schuf sie die Ponyfrisur, die bald von vielen Damen nachgeahmt wurde.

Zu den unbeabsichtigten Erfindungen dieser Fürstin gehört auch das Jersey-Jackett, das in den achtziger Jahren plötzlich aufkam. Sie hatte eines Tages auf dem Lande den Wunsch, angeln zu gehen, es fehlte ihr aber die hierfür passende Kleidung. Eine Kammerfrau wurde in den nächsten Laden gesandt, in dem aber nichts anderes aufzutreiben war als ein Herrenjackett. Es wurde zum Angeln angezogen, und so entstand die sogenannte Jersey-Mode.

Ein kleiner Hund der Gräfin Castiglione gilt als der Schöpfer des kleinen, randlosen Damenhutes, wie er um die Mitte des 19. Jahrhunderts getragen wurde. Die Gräfin war mit einem großen, italienischen Strohhut zu einem Picknick nach St. Cloud gegangen. Man aß und trank, las, spielte und musizierte, und dabei hatte die Gräfin den Hut abgelegt. Als man aufbrach und sie ihn wieder aufsetzen wollte, da hatte ihr kleiner Hund den ganzen Rand abgeknabbert, und nur der flache Kopf mit dem Rosenbesatz war noch zu retten. In einer lustigen Laune behauptete die Gräfin, sie werde mit diesem Hute auf dem Kopf nach Paris zurückkehren; sie tat es, und eine neue Mode war geschaffen.

Auch die Kaiserin Eugenie von Frankreich schuf mehrere solche neue Moden. Als sie eines Tages mit ihrem Sohne im Kinderzimmer Soldat spielte, sollte sie auf den Wunsch des Kindes einen englischen Soldaten vorstellen und schlang eine rote Decke um den Oberkörper. Eine zufällig hereinkommende Hofdame glaubte die Kaiserin in einem kleidsamen, enganliegenden roten Jackett zu sehen. Man ließ ein solches anfertigen, und so war das Garibaldi-Jackett, wie man es nannte, entstanden.

Eine andere Modeschöpfung der Kaiserin beruhte auf einer tragikomischen Ursache. Zu einem Hoffest hatte die Fürstin ein weißes, spitzenbesetztes Seidenkleid angezogen. Während sie im Toilettenzimmer vor dem Spiegel saß, wurde eine Flasche mit einer dunklen Flüssigkeit vergossen und das weiße Kleid damit bespritzt. Die Kaiserin wechselte aber nicht gern ein Kleid, wenn sie ein bestimmtes bereits ausgewählt hatte. Sie verfiel darauf, die Flecken im Kleide mit lebenden Rosen zu verdecken, die in einer Vase vor ihr standen. So ward die Mode, Blumen als Besatz regellos über das Kleid zu verstreuen, geschaffen.

Bunte Chronik

* **Französische Raucherinnen.** In Paris wurde kürzlich eine Raucher-Akademie gegründet, der auch eine Frau Colette Yver beigetreten ist. Diese Dame gehört zu den leidenschaftlichen Zigaretten-Raucherinnen. Sie bedauert lebhaft, daß die gute alte Zeit verschwunden ist, wo in der Bretagne viele alte Frauen die Pfeife rauchten. Diese Art sei selten geworden. Man müsse schon bis zum Senegal nach Afrika reisen, um solche Frauen anzutreffen. Die schwarzen Damen ziehen dort mit wahrer Erbitterung an den langen, auf die Erde gestellten Pfeifen und stoßen mächtige Dampfwolken aus. Diese Äußerung der Raucher-Akademikerin hat eine Französin aus Seine-et-Marne auf den Plan gerufen. Sie schreibt ihrer Zeitung, daß sie seit 15 Jahren nicht einen Tag ihrer Pfeife untreu gewesen sei; sie rauche täglich regelmäßig ein Paket Tabak. — Auch die eifrigste Frauenrechtlerin wird nicht zu behaupten wagen, daß die weibliche Schönheit und Gesundheit durch das Rauchen verbessert wird.

*

* **Rübenheller und Haserlgroschen.** Einen schönen Brauch üben die Landwirte des Pohrlitzer Gerichtsbezirks in Böhmen, die den sogenannten Rübenheller an den Deutschen Kulturverband abliefern. Der Gesamtbetrag diese Spende beträgt in diesem Jahre etwa 800 Mark, aber man hofft auf weit größere Ergebnisse, wenn nämlich diese Ernteabgabe zugunsten der deutschen Schulen ein allgemeiner Brauch wird. Das ist in Jägerkreisen der Haserlgroschen schon geworden, eine Bezeichnung, welche die Spenden führen, die bei Treibjagden vor Beginn des letzten Treibens gesammelt werden. In manchen Gegenden werden statt dessen die Fehlschüsse besteuert, und wieder anderwärts wird ein Teil der Jagdbeute für den Kulturverband verkauft. In trüben Zeiten wie jetzt, da das Deutschtum in der Tschechei gespalten ist, freut man sich ganz besonders über solche Zeichen des Willens zur Selbstbehauptung.

Lustige Rundschau

* **Schlimme Wirkung.** Richter: „Sind Sie vorbestraft?" — Angeklagter: „Vor zehn Jahren wurde ich bestraft, weil ich an verbotener Stelle gebadet hatte." — Richter: „Und seitdem?" — Angeklagter: „Na, ich danke. Später habe ich nicht wieder gebadet."

*

* **Der harte Richter.** Richter: „Acht Tage sind Sie verheiratet, und schon haben Sie Ihre Frau derart geschlagen. Ich gebe Ihnen dafür vier Wochen Gefängnis." — Beklagter: „Ich finde es sehr hart, daß Sie auf diese Weise unsere Flitterwochen unterbrechen."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.